



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Henrik Ibsen

Mayrhofer, Johannes

Regensburg, 1921

2. Peer Gynt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73990](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73990)

Einzelne Szenen sind von hervorragendem poetischen Gehalt. Auch in der Psychologie hat der Dichter Treffliches geleistet, mag auch eine Anzahl von Personen mit Absicht stark typisch gehalten sein und die Satire hier und da etwas aufdringlich zwischen den Zeilen hervorblitzen. Der sanfte und doch so starke Duldercharakter der Agnes gehört zu den schönsten Frauenbildern, die Ibsen geschaffen. Die Ehe zwischen Brand und Agnes ist ein rührendes Gegenstück zu den unterminierten, verrotteten Familienverhältnissen, die er uns in den späteren Gesellschaftsdramen vorführt.

Kein Wunder, daß Roman Woerner die Behauptung wagt, der vierte Akt sei nicht bloß der schönste der Dichtung, sondern einer „der schönsten, die überhaupt je geschrieben worden“.

2. Peer Gynt

In seinem „Brand“ wollte Ibsen den Mann des Prinzips, den Mann der Stärke, den Mann des „alles oder nichts!“ schildern, in seinem folgenden Drama „Peer Gynt“ den der Schwäche; dort wollte er das Drama des Willens liefern, hier das der Phantasie.

„Peer Gynt“, schreibt er selbst an Gosse (30. April 1872), „ist Brands' Gegensatz; er wird von vielen für mein bestes Buch gehalten. Ob Sie daran Gefallen finden werden, weiß ich nicht. Es ist ungestüm und formlos — es ist rücksichtslos geschrieben, so wie ich nur wagen durfte zu schreiben, weil ich weit von der Heimat war: es ist nämlich während meines Aufenthalts auf Ischia und in Sorrent im Sommer 1867 entstanden.“

Das Stück, dessen Handlung im Anfang des 19. Jahrhunderts beginnt und gegen die sechziger Jahre hin endigt, spielt teils im Gudbrandsdal und seinen Bergen, teils an der Küste von Marokko, in der Wüste Sahara, im Zollhaus zu Kairo, auf der See usw.

„Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Schopenhauer würde wahrscheinlich sagen: „Wem es dabei nicht zumute wird, als wäre er in einem Zollhause, der — gehört hinein“.

Und was würden die alten Franzosen mit ihren berühmten drei Einheiten dazu sagen?

Doch betrachten wir die Sache ohne Vorurteil!

Peer Gynt stammt aus einer vormals reichen, durch die Verschwendungssucht des Vaters verarmten Bauernfamilie. Er selbst träumt wohl gern davon, einmal etwas recht Großes, am Ende König oder Kaiser zu werden, macht aber keine Anstalten, etwas zu leisten. Nur im Faulenzen und Lügen ist er stark. Seine Mutter, die viel auf ihn schimpft, aber doch im Grunde überall um ihn besorgt ist, behandelt er mit der ungeheuerlichsten Respektlosigkeit. Die steinreiche Ingrid, die Tochter des Haegstadbauern, hätte er heiraten können, hat's aber natürlich versäumt, jetzt nimmt sie einen andern. Da kommt Peer auf den Einfall, noch zu guter Letzt das Mädchen für sich zu gewinnen. Die Mutter, welche wieder gescholten und gedroht, läßt er unterwegs auf dem Mühlendach sitzen.

Er selbst legt sich, wieder von seiner künftigen Kaiserherrlichkeit phantazierend, ins Haidekraut. Die Bemerkungen der Vorübergehenden bilden indes einen kräftigen Kontrast zu seinen Träumen.

„Sein Vater war ein Saufbold, seine Mutter hat's im Kopf.
Dann wundert man sich, daß der Bursch solch ein Tropf!“

Besonders Aslak der Schmied versteht sich auf das Stacheln. Schon ist sein Plan, nach der Hochzeit zu Haegstad zu gehen, bedeutend erschüttert, aber die herüberschallende Tanzmusik und der Gedanke an die vielen „Mädels“ treibt ihn wieder weiter.

Auf Haegstad will aber niemand etwas von ihm wissen. Nur Solvejg, die Tochter eines kürzlich Zugewanderten, wäre bereit mit ihm zu tanzen. Aber auch daraus wird nichts, zumal, als er wieder getrunken. So besteht seine Beschäftigung hauptsächlich im Prahlen und Aufschneiden, bis der tölpelhafte Bräutigam, der allein an seine Künste glaubt, ihn zum Bundesgenossen gegen die eigene Braut wählt. Ingrid hat sich nämlich eingeschlossen; sie ist traurig, sie mag den Bräutigam nicht. Jetzt soll Peer ihn hineinbringen zu ihr.

Aber Peer hat ganz andere Pläne. Nicht lange und er hat sie entführt, man sieht, wie er droben mit ihr ins Gebirge steigt, höher und höher, während ihm die Hochzeitsgesellschaft verblüfft, drohend und wetternd nachschaut.

Am anderen Morgen ist er indes seiner bösen Streiche schon überdrüssig, jedenfalls will er sich nicht an Ingrid fesseln, er läßt die Betrogene in ohnmächtigem Zorn ins Tal zurückkehren. Seine Gedanken gehören wieder Solvejg.

Und Solvejg? Merkwürdig genug, sie zieht mit Peers Mutter im Gebirge umher und hilft ihn suchen und kann sich gar nicht genug von dem Halunken erzählen lassen. Wie kommt doch das brave, sittsame Mädchen dazu, eine solche Zuneigung zu solch einem widerwärtigen Menschen zu fassen?

Widerwärtig, ja. Die folgende Szene bestätigt die früheren Eindrücke. Da die ganze Gemeinde hinter ihm her ist, um ihn einzufangen, erwacht zunächst eine gewisse Kraft in ihm:

„Das ist Leben. Man fühlt sich wie ein Bär in jedem Glied.
Brechen! Wälzen! Den Wasserfall stauen!
Tammen auswurzeln! Stoßen! Hauen!
Das ist Leben! Das kräftigt! Das schafft Genügen!
Zum Teufel mit all den wässrigen Lügen!“

Wie es mit seiner moralischen Stärke bestellt ist, sehen wir dann gleich darauf, wo er sich mit drei Säterdirnen abgibt, die an Schamlosigkeit der Gesinnung nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

„Trübe der Sinn und frech das Herz.
Im Auge Lachen, im Halse Weh!“

So steht schließlich der haltlose, jammervolle Phantast mit seinen Sünden und seinem Elend vor uns!

Gelegentlich möchte er sich wohl aufraffen, sich reinbaden in „des Winds allerwildesten Wut“, und „in der Sonne Lauffstrahlenglut“ hineintauchen. Aber wenn das die Duse nach seinem Katechismus ist, da kann man natürlich nicht viel erwarten. Das zeigt sich denn auch bald.

Das Drama geht hier übrigens ins Symbolische und Märchenhafte. Ob das ästhetisch zulässig, darüber dürften die Meinungen wohl auseinandergehen. Die Überleitung ist sonst von Ibsen nicht gerade ungeschickt gemacht.

Peer ist halbkrank infolge seines verworrenen Lebens, seine Phantasie überreizt, seine Leidenschaften erregt. Da mag er wohl leichter als andere Menschen in die Welt der Trolle und Kobolde geraten.

Es ergeht ihm aber in dieser unterirdischen Welt — einem Symbol für Peers Leidenschaften und Verirrungen — herzlich schlecht. Er soll, da er des Dovre-Alten Tochter und das Reich als Mitgift begehrt, auch des Trollreiches Grundsätze und Sitten annehmen. Der Hauptgrundsatz aber lautet: „Troll, sei du dir genug!“ Und die Gebräuche weichen bedenklich von denen vernünftiger Menschen ab.

Schon die Nahrung ist mehr als ekelhaft:

„Die Kuh gibt Fladen, der Dohs gibt Met;
Frag' nicht, ob's sauer oder süß eingeht;
Die Hauptsach' ist, daß man nie vergift,
Daß es hausgemacht ist.“

Und so auf anderen Gebieten. Schließlich sollen ihm die Augen in greulichster Weise operiert werden, damit er die Dinge besser nach Trollenart anschaut. Aber da tut er nicht mehr mit, denn seine gesunden Augen bekommt man nicht wieder. Nach entsetzlichen Quälereien und Kämpfen mit den Leuten des Dovre-Alten wird er mit knapper Not noch durch das Läuten der Kirchenglocken gerettet.

Dann kommen weitere Verdrießlichkeiten mit dem „großen Krummen“, gleichfalls einem sehr geheimnisvollen Wesen. Auch diesmal Befreiung durch „Glockenläuten und frommen Gesang“. „Er war ja zu stark, Weiber standen neben ihm.“

Wer die norwegischen Märchen und Sagen nicht kennt, wird diese Partien mit steigendem Befremden lesen. Wenn man aber in etwa weiß, aus welchen Produkten der Volksphantasie Ibsen hier geschöpft, so wird die Sache verständlicher.

„Weiber standen neben ihm“. Die treueste ist ihm Solveig. Seine Mutter wird um seiner Torheiten willen gepfändet, er selbst muß geächtet und friedlos in den Bergen hausen. So weit ist's mit ihm gekommen. Doch Solveig sucht ihn in seiner weltverlassenen Einsamkeit auf, um bei ihm zu sein und die Seine zu werden. Noch einmal: wir finden das Verhältnis psychologisch entschieden kühn.

Peer Gynt tut es auch beinahe. Jedenfalls verfolgen ihn seine Missetaten wieder in sichtbarer Gestalt. Die Tochter des Dovre-Alten bringt ihm einen häßlichen Jungen in seine Waldeinsamkeit, einen Bengel, der nach ihm spuckt und den Bierkrug auf ihn schleudert — und er ist sein Vater, „bloß für Gedankenvergehen“.

Peer empfindet Ekel, wenn er an seine Vergangenheit zurückdenkt; wie soll er heraus aus dem Elend? Durch Reue? Die kennt er nicht so besonders gut, und sie behagt ihm auch schlecht. Er meint:

„Reue? Das kömmt' am End' Jahre anstehn,
Bis daß ich hindurch wär'. Das Leben wird schwächtig.
Entzweischlagen alles, was glänzend und prächtig,
Und dann mit den Stüden von vorn ans Werk gehn?
Das geht mit 'ner Fiedel, aber nicht mit 'ner Glocke.
Wenn ihn einer zertritt, grünt kein Reis mehr am Stode.“

Aber so vor Solveig hintreten, das bringt er auch nicht mehr fertig. So will er denn in die Welt und erst „eine Arbeit, eine harte“ tun; Solveig soll inzwischen auf ihn warten. Sie verspricht es.

Bevor er Norwegen verläßt, drückt er noch der Mutter die Augen zu. Endlich eine Szene, wo die beiden sich nicht zanken und streiten. Peer ist zärtlich gegen die Sterbende, freilich in seiner Art, Phantast und nichts als Phantast. Wie die Mutter in früheren Jahren mit ihm gespielt und fabuliert, so macht er's jetzt. Er setzt sich aufs Bettende, wirft eine Schnur um den Stuhl, auf dem die Kage liegt — die ist so freundlich, den Gaul vorzustellen — und jetzt kuschelt er mit Nase nach dem Soria-Moria-Palaste „im Westen vom Monde“ und „im Osten der Sonn“, ja zu St. Peter selbst, dem Himmelspfortner, der von der Alten nichts wissen will, aber vom himmlischen Vater eines Besseren belehrt wird. Die Mutter ist indessen wirklich im Jenseits angekommen.

Mit kühnem Saze springt jetzt der Dichter über Zeiten und Räume hinweg und führt uns Herrn Peer Gynt nach langen Jahren an der Südwestküste von Marokko vor. „Eine Arbeit, eine harte“, liegt bereits hinter ihm. Aber sehr gebüßt zu haben scheint er nicht. Er hat's in Charlestown zum großen Reeder und Geldmann gebracht. Er hat Neger verhandelt nach Karolina und Götzenbilder nach dem Reich der Mitte. Und als er dann älter wurde und etwas Angst vor dem Jenseits bekam, hat er sein Gewissen beruhigt, indem er zugleich mit den Idolen Missionäre beförderte und „den letzten Fleischtransport“ für seine eigenen Plantagen nahm, ja, als er dann seine Besitzungen verkaufte, hat er sogar alle so freigebig mit Grog traktiert, daß keiner war, der nicht zuviel bekommen hätte. So meint er denn sehr genügsam:

„Meiner Tugend sorglich Walten
Kann meiner Schuld die Stange halten.“

Strupellos hat er geschaltet, kosmopolitisch von allen Völkern für sich selbst profitiert und sich gehütet, sich „ganz zu etwas zu entscheiden“. (Man vergleiche damit Brands Prinzip: „Alles oder nichts!“)

Jetzt denkt er dem Türken Geld vorzustrecken im Kriege mit Hellas, um noch mehr zu verdienen. Denn er braucht Geld, er will ja ein „rechter Kaiser werden“.

Einer seiner schmarozenden Freunde hat auch den „Willen zur Macht“, noch vor Nietzsche, („Ich will die Macht“, sagt Herr von Eberkopf ausdrücklich) und brennt mit Peer Gyns prächtiger Reisejacht durch. Doch ein Unglück raubt ihnen allen das Leben.

Peer ist dem lieben Gott dankbar, daß er ihn gerettet und die Bösewichte bestraft; aber ökonomisch findet er ihn nicht, sonst hätte er ihm wohl die Jacht mit ihren Schätzen gerettet.

Jetzt muß Peer zu Lande weiter. Er schlägt sich mit allerhand Affen herum, philosophiert über Morgenstunde und Wüstenlandschaft und will die Sahara in ein Meer verwandeln, dazu sein Reich Gyntiana mit der Hauptstadt Peeropolis gründen.

Inzwischen findet er das Pferd und die Gewänder des Kaisers, die ein Dieb und sein Hehler, bei ihrem Geschäfte aufgescheucht, liegen gelassen.

Im Nu ist er in einen Propheten verwandelt, der sich mit Gesang und Tanz huldigen läßt. Sein Hauptprophetentum besteht aber in einem Liebesabenteuer mit Anitra, der Tochter des Beduinenhäuptlings, die ihn zu guter Letzt gewaltig an der Nase herumführt.

Nach dieser Ernüchterung wirft sich unser Fürst auf die Wissenschaft, speziell die Geschichte der Vergangenheit, denn die Gegenwart ist ja nichts wert. Auch die Weiber nicht, die sind unbeständig. Daß die treue Solweig im hohen Norden täglich an ihn denkt und auf ihn wartet, weiß er nicht. Sie ist aus seinen Gedanken verschwunden.

Er durchwandert jetzt Ägypten, hört die Memnonsäule singen, betrachtet die Sphinx und landet endlich im Irrenhause zu Kairo, wo die Verrückten ihre Wächter einsperren und Peer zu ihrem Kaiser krönen.

Im fünften Akt sind wir plötzlich wieder in der Nähe von Norwegen, und Peer Gynt kommt auf einem Schiffe von Panama her in seine Heimat zurück. Um ihn alles verändert, er selbst „wettergebräunt und mit einem härteren Gesichtsausdruck“. Aber im übrigen „der Selbstsucht Kaiser“, als welchen ihn der tolle Begriffenfeldt in Kairo mit dem Strohkranz geziert. Er will für die Seelente, die es etwa nötig haben, gern etwas tun, von seinem nicht gerade großen Vermögen mitteilen. Aber da er hört, wie ein liebes Weib und frohe Kinder die Heimkehrenden erwarten und wie es selbst in der armen Hütte ein Fest geben wird, da ist er entschlossen, nichts, gar nichts zu diesem bescheidenen Glücke beizutragen. Nein, er will sie nur alle betrunken machen, daß sie den Thrigen, die sich so lange gefreut, ein entsetzliches Wiedersehen bereiten.

Dann fühlt er beim Anblick eines hilflosen Bracks mal wieder ein menschliches Rühren, um sich ebenso rasch wieder zu verhärten. Bei alledem redet er sich noch vor, er sei ein schuldloser Mensch, sei sogar zu fromm gewesen.

Bald erlebt er trotz seiner vermeintlichen Frömmigkeit einen grauenvollen Schiffbruch. Schließlich kann er sich noch an seinem gekenterten Rettungsboot halten. Ein unheimlicher, gespensterhafter Passagier, der schon vorher um seinen Leichnam gebeten, macht ihm hier arg zu schaffen, gleitet aber schließlich von dannen, ohne auf seinen Tod gewartet zu haben:

„Getrost, mein Freund! Ich habe Takt; —
Man stirbt nicht mitten im fünften Akt.“

Und Peer äußert befriedigt:

„Da kam's heraus, trotz aller List! —
Es war ein öder Morallist.“ —

Bald nach seiner Rettung wohnt er in einem Gebirgssprengel der Beerddigung eines Bauern bei, der freilich in seinem Leben mehr als eine Dummheit gemacht, aber dann in kümmerlich einfachen Verhältnissen seinen Fähigkeiten entsprechend, ein mühevolleres Leben durchgekämpft. Der Prediger lobt ihn:

„Ein schlechter Bürger war er. Unfruchtbar
Für Staat und Kirche. Doch am Berg da droben,
Wo er im engsten Kreis sein Glück gewoben,
Dort war er groß, weil er er selber war.“

Das gefällt Peer: Das eigene „Selbst“ leben, das klingt ja so wenig dogmatisch.

„Sieh da, das nenn' ich noch Christentum!
Da war nichts, was einen peinlich berührte; —
Zumal dem: ‚Du selbst zu sein, sei dein Ruhm‘,
Zu dem am Schlusse die Predigt führte,
Auch an und für sich alles Lob gebührte.“ —

In seiner engeren Heimat kennt ihn keiner, doch es kursieren noch allerhand Geschichten über ihn. Die Schlauesten wissen, daß er schon irgendwo gehängt ist. — Schließlich sucht er eine Zuflucht im Walde; da kann er doch noch Kaiser spielen. „Als Tier bin ich immer noch fürstlich zu achten.“ Und seine Grabinschrift soll lauten:

„Hier ruht Peer Gynt, des Landes Zier,
Kaiser von all dem andern Getier.“

Er zerpflückt eine Zwiebel, und indem er eine Hülle nach der andern herabstreift, zieht er in Gedanken eine Phase nach der andern von seinem inhaltslosen, kernlosen Leben.

In dieser Stimmung kommt er an die Hütte, die er einst selbst gebaut, und hört drinnen — Solveig singen, und von ihm. Totenbleich steht er da:

„Eine, die Treue hielt — und einer, der vergaß.
Einer, der ein Leben verspielt — und eine, die wartend saß.
O Ernst! — Und nimmer kehrt sich das um!
O Angst! — Hier war mein Kaisertum!“

Weiter irrt er durch den Wald, wo alles ihm Vorwürfe zuraunt, Garnknäuel am Wege: Gedanken, die er nicht gedacht, welke Blätter: Losungen, die er nicht gesprochen, Säusen in den Lüften: Lieder, die er nicht gesungen, Tautropfen: Zähren, die er nicht geweint, gebrochne Halme: ungeschehne Taten. Befremdend ist nur, daß ihm mehr vor die Seele tritt, was er unterlassen, denn was er Schlimmes verübt.

Schließlich erscheint der „Knopfgießer“, um Peer Gynt abzubrufen. Er soll weder in den Himmel, noch in die Hölle, er hatte keine Tugend und war auch kein Sünder mit Energie. Drum soll er umgeschmolzen werden, sein Ich verlieren, in den Auschußtopf, in die Masse wandern. Aber er hebt vor dieser „Schmelzlöffelei“, er will lieber hundert Jahre „zu dem mit dem Pferdefuß“, die Pein sei dort ja nur moralisch und schließlich könne man gehn und sein Glück von neuem versuchen (!). Die Theologie, welche hier von den beiden verzapft wird, ist sehr faul.

Also Peer soll in den Schmelzlöffel, weil er nicht er „selbst“ gewesen. Jetzt sucht er in der letzten Frist, die ihm noch bleibt, Hilfe, Zeugnisse, Urteste, daß er es doch war. Da trifft er zu seiner Freude den Doore-Alten. Der soll ihm bestätigen, daß er damals nicht Troll werden wollte, um er selbst sein zu können. Aber der Alte bestätigt ihm nur, daß er den Namen eines Trolls verschmäht, aber sein Leben lang nach dem Trollen-Grundsatz gelebt: „Troll, sei du selbst dir genug!“

Als der Knopfgießer sich wieder einstellt, kann Peer nicht die gewünschten Urteste vorlegen. Statt dessen erkundigt er sich — etwas spät, nachdem er

das Wort so groß im Munde geführt: „Was ist dieses ‚sei du du selbst‘ im Grunde?“ Der Knopfgießer belehrt ihn:

„Du selbst sein, heißt: Dich selbst ertönen.
Doch du brauchst vielleicht noch ein deutlicher Bild? —
Des Meisters Willen als wie ein Schild
An seines Lebensschwerts Griff sich löten.“

Allmählich zieht Peer es vor, den Beweis zu erbringen, daß er ein großer Sünder gewesen. Nur nicht in den Schmelzlöffel!

Der Teufel selbst, der ihm als Priester verkleidet begegnet, soll ihm helfen. Auch hier das Gerede, daß die meisten Seelen in den Schmelzlöffel kommen. Die groben Sünder dagegen kommen in die Hölle, wo sie — geläutert werden (!).

„Wir dämpfen, wir baden, wir puhen, wir hitzen
Mit Säuregüssen und Schwefelblitzen,
So lang, bis sich unsrem geduldigen Auge
Das rechte Bild endlich, das Positiv, tischt.
Doch hat man, wie Sie, sich zur Hälfte verwischt, —
So nützt weder Schwefel noch Kalilauge.“

Doch der Teufel mit seiner wunderbaren Jenseitslehre hat nicht viel Zeit. Er ist hinter einem gewissen Peter Gynt her, der „er selbst“ gewesen und so die Hölle redlich verdient hat. Die vernünftigste Erklärung wenigstens bekommt Peer hier mit auf den Weg, daß jemand in verschiedener Weise „er selbst“ sein kann. „Man kann man selbst sein in doppeltem Verstand.“ Also dies „man selbst sein“ ist doch ein sehr flauer, unbrauchbarer Grundsatz!

Peer Gynt bereitet sich verzweiflungsvoll, „in die grauen Nebel des Nichts“ zu gehen. Was ihm jenseits des Todes begegnen wird — „das Dann hat noch keiner gekannt“, meint er. Auf die Pfingstlieder der gläubigen Kirchgänger hin kommt er dann wieder zu dem Geständnis: „Ich fürcht’, ich war tot lange vor dem Sterben.“ Der Knopfgießer erscheint abermals und verlangt das Sündenregister. Doch jetzt hat sich Peer aufs neue der Hütte Solvejgs genähert, und zu den Füßen der Verlassenen, die gerade, zum Kirchgang gerüstet, aus der Thür tritt, wirft er sich nieder.

„Hier ist ein Sünder! Dein Urteil, — sprich’s aus!“

Aber das Urteil der Liebenden ist sanft und milde wie sie selbst.

„Durch dich wird mein Leben ein selig Lied.
Gesegnet seist du! Du hieltst dein Versprechen!
Gesegnet der Pfingstmorgen, der dich hier steht!“

Doch schwer lastet auf dem alten Sünder die Frage, wo er geweilt, den Odem Gottes in der Brust, seinen Namenszug auf der Stirn, mit der Bestimmung, die Gott ihm gegeben. „In meinem Glauben, in meinem Hoffen und in meinem Lieben“, antwortet Solvejg. Sie will ihm eine liebevolle Mutter sein.

„Eine Mutter; — doch wer ist sein Vater? Er,
Der ihm um der Mutter willen vergibt.“

So klammert sich denn der Schiffbrüchige an Solvejg an und läßt sich von ihr in Schlummer singen. — Des Knopfgießers Stimme schallt „hinter dem Hause“:

„Wir seh’n uns am letzten Kreuzweg, Peer;
Und dann wird sich zeigen — ich sage nichts mehr.“

Aber „Solweij singt lauter im Tagesglanz“:

„Ich wiege dich und ich wache; —
Schlaf und träum', lieber Junge mein!“

Ob Solweij mit i h r e r Theologie Recht behält? Der Vorhang fällt. Wir müssen selbst unser Urteil bilden. —

„Ein dramatisches Gedicht“ nennt Ibsen seinen „Peer Gynt“. Und mit Recht. Ein Drama nach den gewöhnlichen Begriffen ist es nicht. Trotz der dramatischen Form könnte man in Versuchung kommen, es ein Epos zu nennen.

In mehr als einer Beziehung erinnert es an „Faust“. Wir wollen keine eingehende Parallele ziehen, nicht Pfingstgesang und Osterglocken nebeneinander stellen, nicht die Regellosigkeit in äußeren dramatischen Formen vergleichen. Es genügt, an die Ähnlichkeit beider Werke von der ideellen Seite zu erinnern. —

Ein Menschenleben! Eine Tragödie des Menschenlebens! Ein wunderbarer Reichtum von Einzelszenen, welche bald diese, bald jene Seite menschlichen Strebens und Irrrens beleuchten. Aber wiederum: Der Dichter besaß zu wenig von jener Weltanschauung, die scharf und klar die Bedeutung des Daseins an der Hand unumstößlicher Wahrheiten deduziert. In religiöser Beziehung hatte er ja auch nicht den besten Entwicklungsgang durchgemacht. Wie ganz anders hätte deshalb nicht der fünfte Akt ausgestaltet werden können!

Es ist wahr, was E. Reich (Ibsens Dramen 2, S. 76) sagt, daß wir alle „ein Stück von Peer Gynt, wo nicht den ganzen“ in uns tragen. Es ist auch richtig, daß das Stück eine bedeutsame Ergänzung zu „Brand“ liefert und den dort ausgesprochenen Grundsatz: „Alles oder nichts!“ noch energischer ins Licht setzt. Aber die positiven Ideale könnten doch ganz anders herausgearbeitet sein. Der Trolles-Grundsatz: „Sei dir selbst genug“ wird freilich verurteilt, der Grundsatz: „Sei du selbst, sei dir selbst getreu“ ist entsetzlich verwaschen und unklar und kann eine sehr schlimme Anwendung finden, wie der Teufel schließlich gut bemerkt, wie aber im Drama schon längst gezeigt sein könnte. Und dann die Reue, die Umkehr des Sünders? Damit, daß jemand im klaren Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe eines betrogenen Weibes fortlebt, ist er nicht gerechtfertigt. Das Ewig-Weibliche zieht uns nicht immer hinan, wohl in der Art einer Monika, aber nicht nach der verunglückten, bequemen Rechtfertigung à la Faust II. So ein guter, schwacher Papa ist unser Herrgott nicht, kein „alter Vater Sechziger“, um mit „Brand“ zu reden.

Die Wirkung des Dramas? Woerner meint: „Im ‚Brand‘ hält Ibsen die gewaltige Strafpredigt über den Teufel aus Milton: To be weak is the true misery; im ‚Peer Gynt‘ nun folgt den Donnerworten die vernichtende demonstratio ad oculos.“ Uns scheint, daß die eigentliche Tragödie des Phantasten etwas zu kurz kommt bei all dem Sprühfeuer des aufgebotenen Witzes und der schimmernden Phantasieraketen. Dazu wird das Große und Heilige bisweilen im Munde des Helden gar zu unzart behandelt. Und dann der Wirrwarr dieses Sinnen- und Sündenlebens! — Die erhebende Wirkung dürfte ziemlich gering sein, um so größer die Konfusion, welche das Drama in ungereiften Menschen anzurichten vermag. Es gehört schon ein solides Quantum von Geist und Urteil dazu, klar und

erakt die rechte Stellung einzunehmen all den Kreuz- und Querwegen dieses weitschichtigen dramatischen Labyrinths gegenüber. Mit Recht hat Baumgartner unser Stück mit einem Zaubergarten verglichen, dessen keine Schere Herr wird. Aber Ibsen und Klarheit ist eben nicht immer dasselbe. „So weit die Worte Ibsen und Klarheit überhaupt in einem Atem genannt werden dürfen“, sagt Reich irgendwo, da er an eine (geistvolle, aber wackelige) Deutung des „großen Krummen“ herantritt.

Die Aufnahme, welche „Peer Gynt“ fand, war eine sehr verschiedene. Die zweite Auflage erschien bereits nach vierzehn Tagen. In Norwegen fand das Buch viel Widerspruch. Es war ja auch teilweise eine Satire auf die Landsleute, wie sie sich vor Ibsens Richteraugen ausnahmen. Nur wurde noch mehr hineingedeutet, als drinlag. Ibsen selbst schreibt an Hegel: „Warum kann man das Buch nicht als ein Gedicht lesen? Denn als ein solches habe ich es doch geschrieben. Die satirischen Partien stehen ziemlich isoliert. Aber wenn die heutigen Norweger, wie es ja den Anschein hat, in Peer Gynts Person sich selbst wiedererkennen, so mögen das die guten Leute schließlich mit sich selber abmachen.“ (24. Februar 1868.)

Auch El. Petersen rechnete das Werk in erster Linie zur polemischen Literatur. Er wollte es in ästhetischer Beziehung nicht eigentlich als Poesie gelten lassen, weil es „bei der Umformung von Wirklichkeit in Kunst halb die Forderungen der Kunst und halb die Forderungen der Wirklichkeit preisgibt“; er fand in dem Buche viel „Gedankenschwindelei“ und „Rätsel, die nicht lösbar sind, weil sie leer sind“. (Vgl. Anm. in Bd. X, S. 444.) Jedenfalls ist wahr, daß viel hineingeheimnist werden kann, wenn man zu dieser Art des unsicheren Interpretierens Lust und Beruf verspürt. Für die Bühne schien das Drama zunächst ziemlich unmöglich. In München wurde es allerdings aufgeführt, aber um es zu einem beliebten „Volks- und Rassenstück“ zu machen, schien Ibsen selbst eine weitgehende Änderung des Buchtextes am Platze. (Br. an Lassen, 16. August 1875.) In Deutschland mußte das Drama mit seinem teilweise so spezifisch norwegischen Inhalt obendrein noch mit besonderen Schwierigkeiten rechnen. Am 19. Mai 1880 schrieb Ibsen an Passarge, daß von seinen sämtlichen Büchern „Peer Gynt“ seines Erachtens „am wenigsten geeignet, außerhalb der skandinavischen Länder verstanden zu werden“. Die eigentlichen Kindheits Erinnerungen, die Ibsen für sein Werk verwertet (Br. an Brandes, 21. September 1882), können indes das Verständnis nicht erschweren. Neuerdings ist „Peer Gynt“ tatsächlich Zugstück geworden und zahllose Male aufgeführt. Auch neue Übertragungen sind erschienen, von bedeutenden Dichtern ausgeführt, so von Ludwig Fulda und in freier Nachdichtung von Dietrich Eckart.

3. Kaiser und Galiläer (Keiser og Galilaeer)

„Kaiser und Galiläer“ ist das erste Werk, das ich unter dem Einflusse des deutschen Geisteslebens geschrieben habe. Als ich im Herbst 1868 aus Italien kam und in Dresden meinen Aufenthalt nahm, brachte ich den Plan zum ‚Bund der Jugend‘ mit und schrieb dieses Stück denselben Winter. Zu ‚Kaiser und Galiläer‘ hatte ich während meines vierjährigen Aufent-